

„Die Nachdenklichen erwarten von der Philosophie Alternativen zum Bestehenden“

Ein Gespräch mit dem Berliner Philosophen Michael Theunissen

Herr Professor Theunissen, in Boris Pasternaks Roman „Doktor Schiwago“ findet sich eine amüsante Anmerkung zum Nährwert der Philosophie. Es heißt dort: „Meiner Meinung nach muss Philosophie ein sparsam angewandtes Ingredienz im Leben sein. Sich ausschließlich mit ihr abzugeben, wäre ebenso merkwürdig, wie wenn man nichts als Meerrettich essen wollte.“ Sie haben dagegen Ihr gesamtes intellektuelles Leben der Philosophie gewidmet, ohne dieser „geistigen Kost“ je überdrüssig zu werden...

Theunissen: Es scheint mir zweifelhaft, ob ich wirklich mein *gesamtes* intellektuelles Leben der Philosophie gewidmet habe. Ich wollte nie nur Philosoph sein. Darum war mir ein Austausch mit anderen Wissenschaften wichtig, die Zusammenarbeit mit Medizinern, insbesondere Psychiatern, mit Theologen, Literaturwissenschaftlern und Klassischen Philologen. Außerdem neige ich zu einem Verständnis von Philosophie, wonach diese ebenso sehr mit Kunst und Religion zusammengehört. Schließlich habe ich mich von früh an politisch engagiert, ja sogar harte Kämpfe durchgestanden und zwar keineswegs abgetrennt von meinen philosophischen Überzeugungen. Nach alledem bestand meine Kost aus mehr als Meerrettich.

Wenn Sie heute zurückblicken: Was stand am Anfang Ihrer Hinwendung zur Philosophie? Gab es so etwas wie ein geistiges Schlüsselerlebnis?

Theunissen: In die Richtung der Philosophie wurde ich schon dadurch gezogen, dass mir eine im 15. Lebensjahr zugezogene Augenverletzung, die ein Dutzend mehrwöchiger Klinikaufenthalte mit verbundenen Augen zur Folge hatte, reichlich Gelegenheit zum Nachdenken verschaffte. Weiter in diese Richtung trieb mich wenig später die Lektüre der Schrift „Furcht und Zittern“ von Kierkegaard, über den ich dann auch meine Dissertation schrieb. Die Begegnung

mit ihm könnte man insofern ein Schlüsselerlebnis nennen, als sie mir die Lebensrelevanz der Philosophie aufgeschlossen hat.

Auf den ersten Blick scheint Ihre intensive Beschäftigung mit so unterschiedlichen Denkern wie Hegel und Kierkegaard ebenso überraschend, vielleicht auch irritierend zu sein wie das breite thematische Spektrum, dem Sie sich zuwenden. Worin bestand das Ziel dieser ungeheuren denkerischen Anstrengungen?

Theunissen: Hegel und Kierkegaard sind in der Tat sehr unterschiedliche Denker, so unterschiedlich, dass sich zwischen ihnen nach herrschender Meinung eine unüberbrückbare Kluft auftut. Trotzdem haben meine in eigenem Namen unternommenen Denkversuche ihre besondere Prägung erst dadurch erfahren, dass ich von Kierkegaard aus über mehrere Zwischenstationen auf Hegel zugegangen bin. Beide Philosophen sind einander bei aller Ferne zugleich nahe und zwar sowohl in der Form ihres Denkens wie auch in wesentlichen Inhalten. Was die Denkform betrifft, so spezifiziert Kierkegaard die Dialektik Hegels zu der von ihm so genannten Existenzdialektik. Inhaltlich ist der wichtigste Berührungspunkt Einzelheit. Kierkegaard wiederholt unermüdlich, dass sein Denken um den Einzelnen kreise. Nur ist sein Thema ausschließlich *der* Einzelne, das menschliche Individuum, während Hegel über den einzelnen Menschen hinaus auf *das* Einzelne ausgreift, als das sich uns alles in der Welt darstellt.

Eines meiner Ziele ist eine Philosophie, welche die anthropologische Fragestellung Kierkegaards in sich aufnimmt, aber in eine Theorie des Ganzen integriert. Die ist natürlich nicht an die Fassung gebunden, die Hegel ihr gegeben hat. Viele meinen heute, dass seriöse, weil methodisch abgesicherte Philosophie erst um 1900 begonnen hätte und dass wir deswegen die vorausgegangenen Jahrtausende vergessen dürften. Ihnen glaube ich widersprechen zu müssen, wohl weil ich bis in die Knochen Hermeneutiker bin. Wir müssen an den in einer langen Tradition erreichten Stand anknüpfen, sei es auch nur, um uns davon abstoßen zu können. Ein Vers in Goethes „West-Östlichem Diwan“ lautet: Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib' im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben. Hermeneutische Arbeit ist keine Bestandsaufnahme. Sie transformiert das Überlieferte in eine Philosophie, die es vorher nicht gegeben hat.

In der Tat wird Ihr philosophisches Denken als „fest in die philosophische Tradition des Abendlandes eingebettet“ beschrieben. Bildet für Sie - ähnlich wie etwa für Heidegger - das Denken der frühen Griechen den Ausgangspunkt allen Philosophierens?

Theunissen: Ich habe in meinen Studien zum Denken und Dichten der frühen Griechen einen anderen Weg beschritten als Heidegger. Aber von der Notwendigkeit, bis auf sie zurückzugehen, bin auch ich überzeugt. Als Seitenstück zu der von der analytischen Philosophie geleisteten Klärung der Ausdrücke, die wir in unserer Alltagssprache verwenden, brauchen wir eine Archäologie der genuin philosophischen Begriffe, die uns die frühen Griechen vermittelt haben.

Hat es Sie nie gereizt, auch den Spuren des außereuropäischen Denkens - etwa des chinesischen oder indischen - zu folgen und es mit in Ihre philosophische Betrachtungsweise einzubeziehen?

Theunissen: Heidegger bestand darauf, dass allein das aus dem frühen Griechentum entsprungene Denken Philosophie sei. Darüber kann man streiten. Immerhin hindert schon der Umstand, dass jedenfalls fernöstliches Denken in sich selbst Religion ist, nicht nur im Verbund mit ihr steht, daran, dieses Denken umstandslos Philosophie zu nennen.

Als ich auf Einladung des Deutsch-Japanischen Kulturinstituts in Kyoto einen Vortrag hielt, der eine rege Diskussion mit dem Auditorium, zumal mit japanischen Kollegen auslöste, wurde mir klar: Wir haben nur dann eine Chance, einander zu verstehen, wenn wir im Umgang mit dem Fremden das Eigene festhalten. In jener Diskussion ging es um Einheit und Differenz. Das in Indien entstandene, über China und Korea vorgedrungene Denken ist getragen vom Gedanken der All-Einheit, bis hin zur Einebnung aller Differenzen. Dagegen habe ich den westlichen Differenzstandpunkt geltend gemacht. Eben deswegen wurde aus der Diskussion ein fruchtbares Gespräch, in welchem beide Seiten voneinander lernen konnten.

Sie meinen, der Dialog setzt gegensätzliche Standpunkte voraus und sollte nicht auf einen Konsens gerichtet sein?

Theunissen: Dass ein Dialog Partner voraussetzt, die zwar nicht unbedingt gegensätzliche, aber unterschiedliche Überzeugungen haben, liegt in seinem Begriff. In der Regel streben sie auch einen Konsens an. Aber dieses Wort verharmlost das Problem eines *interkulturellen* Dialogs. In ihm wird man bald auf Grundüberzeugungen treffen, über die ein Einverständnis nur schwer zu erzielen ist. Philosophen können immerhin auf die Macht des Arguments vertrauen. Wenn allerdings zutrifft, dass zum Beispiel indisches oder chinesisches Denken als religiös getöntes kein rein philosophisches ist, dann hat argumentative Verständigung nur begrenzte Chancen.

Der interkulturelle Dialog ist in der Wurzel einer zwischen den Weltreligionen. In der Rede, mit der Habermas sich für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels bedankte, ist er darauf im Zusammenhang mit den Terroranschlägen auf New York und Washington eingegangen. Sogar die Terroristen selbst, die ihre gekaperten Maschinen mitsamt Insassen gegen das World Trade Center und das Pentagon steuerten, fühlten sich ja als Märtyrer ihrer Religion. Bei aller Schärfe, mit der ihre Tat zu verurteilen ist, muss man doch auch fragen, was die, die sich Christen nennen, ihnen außer Gewaltfreiheit entgegensetzen. Dem Nihilismus der Tat antwortet faktisch der Nihilismus derer, die alles dahingestellt sein lassen. Würden die Namenschristen ihrerseits für ihre Überzeugungen eintreten, so bräche ein Streit ohne Aussicht auf Konsens aus. Und dies, obwohl Moslems an den einen Gott glauben, an den zu glauben auch ein Teil der Christenheit vorgibt.

Wie könnte dann ein interkultureller Dialog aussehen?

Theunissen: Lassen Sie mich noch einmal auf Hegel zu sprechen kommen, zu dem die gegenwärtige, insbesondere die amerikanische Philosophie eine schizophrene Stellung bezieht. Hohes Ansehen genießt der Analytiker und Kritiker Hegel, der seine Zeit in Gedanken fassen wollte. Hohn und Spott hingegen erntet gemeinhin seine Fundamentalphilosophie, zu der auch seine Philosophische Theologie gehört. Dabei basiert diese Missachtung auf Ignoranz. In Wirklichkeit ist Hegel der Einzige, der getan hat, was ich von einem im Christentum verwurzelten Denker erwarte: In seiner vermittelnden Art versuchte er, sämtlichen Weltreligionen gerecht zu werden, ohne den sogenannten Absolutheitsanspruch der christlichen Religion

aufzugeben.

Jede Religion erhebt einen unbedingten Anspruch auf Wahrheit, mit dessen Preisgabe sie sich selbst verraten würde. Zur Bewältigung der daraus für den interkulturellen Dialog entstehenden Schwierigkeit verschmäht Hegel die Scheinlösung der Dekretierung einer Religion, die Einheit durch Abstraktion von aller Bestimmtheit vortäuscht. Vielmehr versucht er zu zeigen: Die christliche Religion ist mehr als eine bestimmte; sie ist in dem Sinne die absolute, als nur sie das Prinzip des Geistes, welches allen Religionen zugrundeliegt, rein durchführt, weil nur sie die Einzelheit, die der Geistgott bis zum Tode am Kreuz auf sich nimmt, ohne Abstriche anerkennt. Man braucht dem nicht zuzustimmen. Auf dem Niveau einer solchen Konzeption wird das Verhältnis der Weltreligionen zueinander jedoch wenigstens diskutierbar.

Ihr philosophischer Standort wurde einmal begrifflich als „Dialektischer Negativismus“ zusammengefasst. Was will das besagen?

Theunissen: Negativismus ist ein Begriff aus der Psychiatrie. Ich habe ihn absichtlich gewählt, um die Nähe der mich interessierenden Phänomene zu Erscheinungen der kranken Seele anzudeuten. In meiner theoretischen Arbeit spielen ja zumal klinische Depression und Schizophrenie eine maßgebliche Rolle. Allerdings verharrt der von Psychiatern diagnostizierte Negativismus ganz und gar im Negativen. Der dialektische Negativismus geht dagegen vom wertmäßig Negativen nur aus, um ihm eine Anzeige auf Positives zu entnehmen.

Hegel war ein Denker der Negativität, die er als konstitutiv für den auf sich selbst reflektierenden Geist ansah. Die Subtilität, mit der er Negativität ausdifferenziert, ist sein ausschließliches Eigentum; in den mehr als 2500 Jahren, die ihm vorausgingen, gibt es kein Beispiel dafür. Gleichwohl bleibt sein Negativitätsprinzip in der ihm vom alteuropäischen Denken vorgezeichneten Bahn. Die Griechen waren seit Anbeginn von der Frage umgetrieben, ob auch ist, was nicht ist. Sie kreisten um das Problem des Nichtseienden. Es ist die Richtung auf das Nichtseiende, welche die Negativitätstheorie Hegels einhält. Indem nun Kierkegaard den in einer hinfälligen Welt existierenden Einzelnen in den Vordergrund rückt, gibt er dem Negativen einen anderen Sinn, nämlich dessen, wovon wir nicht

wollen, dass es ist, weil wir darunter leiden. Dementsprechend sind die Hauptgegenstände seiner Anthropologie Negativphänomene im Sinne des wertmäßig Negativen: Schwermut, Angst, Verzweiflung, Tod. Schwermut, Angst und Verzweiflung sollen aber in ein von ihnen freies Leben aufgehoben, der Tod soll durch seine Hereinnahme ins Leben bewältigt werden. Mit diesem Gedanken entstand eine erste Fassung dessen, was ich als dialektischen Negativismus ausgearbeitet habe.

Inwieweit beeinflusste die existenzialistische Philosophie der Nachkriegszeit in ihren verschiedenen Ausprägungen bei Sartre, Camus oder Marcel Ihr philosophisches Denken?

Theunissen: In der Nachkriegszeit, in die meine Jugend fiel, hat mich der französische Existenzialismus genauso berührt wie andere Jugendliche auch. Jürgen Fehlings Inszenierung der „Fliegen“ von Sartre hat auf mich einen starken Eindruck gemacht. Aber die Existenzphilosophie, die nur dies sein will, hat keine aktuelle Bedeutung mehr, weil sie menschliches Dasein nicht auf das Ganze hin übersteigt. Anders verhält es sich mit Sartre selbst und übrigens auch mit Jaspers. Sartres extrem anspruchsvolle Fundamentalphilosophie, die nicht so leicht zugänglich ist wie seine Dramen und Romane, findet erst in der letzten Zeit wieder ein ernsthaftes Interesse und von Jaspers, den ja auch Sie unerwähnt ließen, redet kaum jemand mehr.

Dass beide in Vergessenheit geraten sind, liegt wohl an ihrer Sprache, an der vernebelnden Ausdrucksweise von Jaspers und der Begriffsakrobatik bei Sartre. Aber Jaspers' Gesamtentwurf verdient ein solches Schicksal ebensowenig wie Sartres aus anthropologischen Engpässen herausführende Ontologie. Auf mich übt Sartre in zweifacher Hinsicht noch eine besondere Anziehungskraft aus. Er ist ein begnadeter Phänomenologe und auch ich verstehe mich wie er als Dialektiker und Phänomenologe zugleich. Dazu vertritt er einen radikalen Negativismus, allerdings einen, der zum Pessimismus gerät. Ist doch seine These, dass der Mensch nicht kann, was er will, nämlich sein Für-sich-Sein als ein in sich begründetes zu behaupten.

Ist die Philosophie heute näher am Menschen?

Theunissen: Tatsächlich findet gegenwärtig eine Rückbesinnung auf

uns Menschen statt. Sie hebt sich scharf von den sechziger Jahren ab. Damals war zwischen Szientisten und orthodoxen Marxisten für eine philosophisch angeleitete Selbstreflexion des Einzelnen kaum Raum. Den Szientisten galt sie als Weltanschauungsphilosophie, den Marxisten als ein bürgerlicher Subjektivismus, der sich der Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse verweigert. Dass wir die Dinge heute anders einschätzen, muss man wohl im Zusammenhang mit einer umfassenderen Entwicklung sehen: Die Kluft zwischen der vorwiegend in den angelsächsischen Ländern betriebenen analytischen und der Philosophie des europäischen Kontinents beginnt sich zu schließen. Daran hat mitgewirkt, dass auf beiden Seiten die Selbstvergewisserung der Menschen wieder in ihre alten Rechte eingesetzt worden ist.

Wenn Sie Ihre eigene philosophische Betrachtungsweise zur Grundlage einer Definition der aktuellen Probleme nehmen, vor denen die Menschheit heute steht: Zu welchen Schlussfolgerungen gelangen Sie dann?

Theunissen: Es wäre naiv oder überheblich, wollte ein Philosoph zu Beginn des dritten Jahrtausends sich anheischig machen, *die* aktuellen Probleme zu definieren, vor denen die *Menschheit* steht, oder sie gar zu lösen. Die Welt ist zwar wirklich die eine geworden, zu der früher besondere Kulturkreise nur idealisierend erweitert werden konnten. Sie hat aber auch eine Komplexität gewonnen, die der Philosophie ungeheuer erschwert, ihre Zeit in Gedanken zu fassen. Was Philosophie noch am ehesten vermag, ist kritische Reflexion auf die gegenwärtige Bewusstseinslage. Nur muss sie anerkennen, dass in der ökonomischen Basis der Gesellschaft autonomisierte Strukturen sich ausgebildet haben, an die kein Bewusstsein heranreicht. Die Politik ist heute noch ohnmächtiger als der Überbau, der sie für Marx war. Sie droht zur Marionette global agierender Konzerne zu werden. Der zügellos gewordene Kapitalismus, der dahinter steht, ist in meiner Sicht zusammen mit dem Hegemoniestreben der rechten Republikaner in den USA eine ebenso große Gefahr für die Welt wie der Terrorismus, dessen Begriff man zu strategischen Zwecken beliebig ausweiten kann.

Soweit meine philosophische Betrachtungsweise die eines dialektischen Negativismus ist, beunruhigt mich an der gegenwärtigen Bewusstseinslage am meisten der Mangel an Zukunftsentwürfen, die weiter über den Tag hinausgreifen. Dieser

Negativismus ist ja kein Abkömmling von Nihilismus, sondern im Gegenteil dessen Opponent, da er von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft lebt. Leider ist an die Stelle der Utopie, deren Ende man im konservativen Lager so freudig begrüßt hat, jener bewusstlose Nihilismus getreten, der für eine universelle Menschengemeinschaft nichts mehr erwartet und sich dies auch noch verbirgt, weil er an der Durchsetzung nicht verallgemeinerbarer Interessen und an den Angeboten der Spaßgesellschaft sein Genüge findet.

Bewerten Sie damit die Wirkungsmöglichkeit der Philosophie nicht doch zu pessimistisch?

Theunissen: Die Spatzen pfeifen es doch von den Dächern: Philosophie hat nach der Besetzung ihres Terrains durch die positiven Wissenschaften kein eigenes Betätigungsfeld und darum auch kein Existenzrecht mehr. Es scheint, als würde sie von ihren eigenen Kindern aufgefressen. Dem muss ich freilich widersprechen. Ich möchte zumindest drei Forschungsgebiete nennen, auf denen Philosophie sich durch keine der sie angeblich beerbenden Wissenschaften ersetzen lässt: die kritische Reflexion dieser Wissenschaften selbst, die Rechenschaft über das Leben, das wir Menschen zu führen haben, und das Präsenthalten unserer Herkunftsgeschichte. Philosophie ist die einzige Instanz, die das Ganze dieser Geschichte zu umgreifen vermag. Peter Glotz hielt dafür den nicht unpassenden Titel einer Orientierungswissenschaft bereit. Aber auch die Erhellung bewussten Lebens kann der Philosophie keine andere Wissenschaft abnehmen. Dieses Leben ist in den Naturwissenschaften überhaupt kein Thema und in den Geisteswissenschaften rückt es höchstens da in den Blick, wo sie philosophisch angeleitet sind.

Wenn ich eine kritische Wissenschaftsreflexion der Philosophie vorbehalte, so erneuere ich keineswegs deren Grundlegungsanspruch. Illusionär erscheint mir erst recht der Anspruch auf eine philosophische Grundlegung *aller* Wissenschaften. Was auf unsere reale Welt zutrifft, das gilt ebenso für die der Wissenschaften: Nur Scharlatane können noch vorgeben, sie zu beherrschen. Etwas anderes und durchaus Realisierbares ist aber, im Durchgang durch Wissenschaften, die in der Nachbarschaft eines philosophischen Projekts liegen, diejenigen Fragen aufzuwerfen und aufzuklären, die in diesen Wissenschaften

ungefragt bleiben.

Wie erklären Sie sich vor diesem Hintergrund den schweren Stand, den die Philosophie in der Universitätslandschaft heute hat?

Theunissen: Einen schweren Stand haben alle Geisteswissenschaften, nicht nur die Philosophie, ja sogar die unter den Naturwissenschaften, die sich nicht so rasch vermarkten lassen. Denn unter dem Druck wachsender wirtschaftlicher Probleme konzentriert sich die Förderung durch den Staat auf technisch verwertbare und ökonomisch nützliche Wissenschaften. Die Wirtschaft muss florieren, damit auch etwas für Wissenschaften abfällt, welche die Masse der Menschen in unserem Land für Luxus hält. Dies war in den sechziger Jahren der Fall, freilich auch mit fragwürdigen Folgen: Auf der Seite der Lehrenden wurde der Typ des selbtherrlichen Großordinarius erzeugt, auf studentischer Seite eine Revolte gegen ihn, die tiefe Gräben aufgerissen hat. Heute ist es zwar vorbei mit der Selbtherrlichkeit. Aber die totale Kapitalisierung der Wissenschaften, welche die Revoltierenden von damals an die Wand gemalt haben, ist erst jetzt Wirklichkeit geworden. Wie sollen unter ihren Bedingungen Geisteswissenschaften gedeihen?

Was speziell die Philosophie betrifft, so ist allerdings zu bedenken, dass sie an Universitäten immer einen mehr oder weniger schweren Stand hatte. Dies war so, weil sie aus der *universitas litterarum* insofern herausfällt, als sie auch mit Kunst und Religion zusammengehört. Sie hat ja auch erst seit relativ kurzer Zeit an Universitäten ihre Hauptwirkungsstätte. Ihre institutionalisierte Form in unserem Lande wird nur zu retten sein, wenn diejenigen Politiker an Boden gewinnen, die in die fernere Zukunft zu schauen vermögen und sehen, dass zu dem „internationalen Wettbewerb“, den man zur Rechtfertigung einer technologisch ausgerichteten Bildungspolitik anzuführen pflegt, auch der Wettstreit um die besten Hilfen zur Verständigung der Menschen über sich selbst, ihre Welt und ihre geschichtlichen Wurzeln gehört.

Und wie ist es um den öffentlichen Diskurs bestellt? Wird die Philosophie in unserer Gesellschaft noch als relevante Disziplin wahrgenommen?

Theunissen: In diesem Punkt verhält es sich ähnlich wie mit der Stellung der Philosophie in der Universität. Sie hat seit je Abstand gewahrt zu jeweils herrschenden Meinungen. Die sogenannten vorsokratischen Denker haben sich sogar zu Hütern einer esoterischen Wahrheit stilisiert, zu der die „Vielen“ keinen Zugang haben. Mir liegt fern, ihr elitäres Selbstverständnis verteidigen zu wollen. Es macht aber die Würde der Philosophie mit aus, dass sie sich nicht für zweckgebundene Interessen einspannen lässt. In diesem Sinne war sie für Aristoteles nutzlos. Mit der Erinnerung daran soll nicht geleugnet werden, dass sie heute ins Abseits geraten ist. Zu warnen ist nur vor Würdelosigkeit. Argwöhnisch bin ich nicht bloß gegen die marktgängige Reduktion von Philosophie auf Lebenskunst. Meinen Argwohn rufen *alle* Philosophen hervor, die auf den unleugbaren Verlust ihres Metiers an öffentlicher Geltung damit reagieren, dass sie sich andienen. Zu ihnen zählen neben denen, die meinen, sie könnten das Geschäft von Seelsorgern oder Therapeuten übernehmen und Rat in schwierigen Lebenslagen erteilen, auch die selbst ernannten Politikberater. Sie spiegeln ja den politisch Verantwortlichen nur die Ideologie zurück, die ihr Handeln anleitet.

Obwohl ich in gewissem Maße die Skepsis teile, die aus der Frage herauszuhören ist, ob die Philosophie in unserer Gesellschaft noch als relevante Disziplin wahrgenommen werde, zögere ich, eine solche Wahrnehmung schlechterdings zu verneinen. Es gibt unter unseren Zeitgenossen ein Bedürfnis nach Philosophie, das tiefer sitzt als das Verlangen nach Rezepten für eine reibungslose Daseinsbewältigung oder der Wunsch nach Legitimation ihres Tuns. Meine Erfahrung ist: Die Nachdenklichen unter ihnen erwarten von der Philosophie Alternativen zum Bestehenden. Sie wollen mit guten Gründen in ihrer geheimen, immer wieder von Zweifeln heimgesuchten Hoffnung bestärkt werden, dass ein anderes Leben möglich ist als das ihnen angebotene.

Professor Dr. Dr. h.c. Michael Theunissen

wurde 1932 in Berlin geboren. Von 1951 bis 1955 studierte er Philosophie, Germanistik und Fundamentaltheologie an den Universitäten Freiburg im Breisgau und Bonn. 1955 Promotion zum

Dr. phil. an der Universität Freiburg. 1964 Habilitation im Fach Philosophie. Von 1967 bis 1971 ordentlicher Professor an der Universität Bern, von 1971 bis 1980 an der Universität Heidelberg. Bis zu seiner Emeritierung wirkte er als Professor für Metaphysik und Ontologie an der Freien Universität Berlin.

Zu seinen wichtigsten Buchveröffentlichungen gehören: „Der Begriff Ernst bei Sören Kierkegaard“ (1958), „Der Andere. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart“ (1965), „Gesellschaft und Geschichte. Zur Kritik der kritischen Theorie“ (1969), „Hegels Lehre vom absoluten Geist als theologisch-politischer Traktat“ (1970), „Die Verwirklichung der Vernunft. Zur Theorie-Praxis-Diskussion im Anschluss an Hegel“ (1970), „Sein und Schein. Die kritische Funktion der Hegelschen Logik“ (1978), „Negative Theologie der Zeit“ (1991), „Das Selbst auf dem Grund der Verzweiflung“ (1991), „Der Begriff Verzweiflung“ (1993), „Vorentwürfe der Moderne. Antike Melancholie und die Acedia des Mittelalters“ (1996), „Dialektik vor dem Hintergrund des sie unterlaufenden Denkens“ (1999) sowie „Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit“ (2000).

Außerdem ist er Autor einer Vielzahl von Aufsätzen über Hesiod, Parmenides, Hegel, Schelling, Kierkegaard, Marx, Husserl, Scheler, Heidegger, Sartre, Buber sowie über das Verhältnis von Antike und Moderne und zu Themen aus den Bereichen Ontologie, Metaphysik, Anthropologie, Sozialphilosophie, Ästhetik und Philosophische Theologie.

Kontakt

Beerenstraße 50, D-14163 Berlin